

seltsamen Spruch beten; dieser Spruch hatte bannende Kraft; der Vogel verwandelte sich nämlich in einen Zwerg, und diesen mußte der betreffende Glückspitz in einem bereitgehaltenen Sack fangen und mit heimnehmen. Dort erwies sich der Kobold bald als ein fleißiges Heizenmännchen, das allerhand Arbeiten verrichtete, die dem Menschen lauer wurden oder überhaupt unüblich waren; aber auch verborgene Schätze konnte solch Heizenmännchen seinem Gebieter offenbaren, nur durfte dieser niemals unzufrieden werden oder tadeln, — geschah dies, dann war alles Glück auf einmal verschwunden. Steht nicht darin ein recht tiefer Sinn? — Auch auf die Heilkraft vieler Pflanzen sollte die Johannesnacht einen heilsamen Einfluß ausüben. Kräuter, in dieser Nacht gepflückt, lindern oder heilen — je nachdem — allerhand innere oder äußere Leiden. Auch die seltsamen, einer brennenden Kerze gleichenden Blumen soll man in der Johannesnacht finden; sie enthüllen dann die am betreffenden Orte verborgenen Schätze.

Auch einen „Johannesbaum“ kannte das deutsche Mittelalter, — vielleicht war er verwandt mit unserem Weihnachtsbaum, oder wahrscheinlicher mit den Fingirbäumen, mit denen vielerorts noch Sträßen, Häuser und Wohnungen geschmückt werden. Ich finde über diesen Johannesbaum — im Norden von Salzwedel noch vor etwa 30 Jahren „Kronenbaum“ genannt und bekannt — in einer Chronik folgende Erklärung: Von Frauen und Mädchen wurde am Abend vor Johannisnacht im Walde eine hübsche Wiese gefällt, dann aller ihrer Reste beraubt bis auf die Krone an der Spitze. Am Johannisstage selbst wurde dann der vorjährige Kronenbaum gefällt und der neue, mit Kränzen, Bändern und dergleichen geschmückt, aufgerichtet. Der alte dagegen wurde zum Johannisfeuer bestimmt. Auch der „Kronenbaum“, sowie der Feuerbaum zu Thann im Elsaß waren demnach Johannesbäume, nicht Weihnachtsbäume. Das Mittsommerfest der Slaven wurde wahrscheinlich acht Tage vor Johanni gefeiert, am St. Veitstage. Swato Wit heißt auf Tschechisch „heiliges Licht“, und Swantowit war der Lichtgott, der oberste Gott der Slaven, und auf Arcona (Rügen) seinen Tempel hatte. Die christliche Kirche setzte dafür den Johannisstag ein. — Die alten Germanen hatten in ihren heiligen Wäldern bevorzugte, heilige Bäume, welche durch Schönheit, Macht und Fülle hervorragten. Darunter befanden sich Opferbäume, an denen das Volk seine Gaben niederlegte. Zu diesen Opfergaben zählte man brennende Röhren, auch wohl brennende Späne, und kündete die Flamme zu Ehren der betreffenden Gottheit an. Die heiligen Bäume waren mit allerhand Zierden, wie Blumen, Kränzen usw. geschmückt und mit Nüssen und Äpfeln behängt. Sie waren Sinnbilder der Freia, der Göttin des Frühlings und der Fruchtbarkeit, deren Andenken man jetzt besonders feierte. Sie verlobte sich unter dem Namen Gerda (Erde) dem Frühlingsgott Frey „nach drei Nächten“, d. h. drei Monaten, zur Gattin. In einzelnen Gegenden mochten diese heiligen Bäume Tannen sein, Eichen und Buchen werden jedoch als solche genannt. Im Oberbergischen, in der Rheinprovinz, war es noch zu Ende des 18. Jahrhunderts Volkssitte, in der Johannesnacht nach angeblich altheidnischem Brauche gewisse hervorragende Buchen oder Linden mit Kränzen zu schmücken, an welche Lichterchen befestigt waren. Scheiterhaufen, rollende Feuerräder, Kronenbäume, Kronen usw. waren ursprünglich zur Siegesfeier des Lichtes im Mittsommer zur Anwendung gekommen. — In Paris wurde noch im 17. Jahrhundert zu Johanni ein geschmückter Scheiterhaufen von dem Bürgermeister selbst angezündet, und in der schlesischen Lausitz brennen die Feuer noch alljährlich auf der sagenreichen Landkrone, sowie in Ober-Schwaben auf den Stoppelfeldern, damit der Flachs recht lange wachse. Der Landmann glaubt, so weit die Flamme des Feuers leuchtet, so weit würden die Acker fruchtbar sein. Im südlichen Frankreich, zum Beispiel in Marseille, werden am Johannisstag alle Sträßen und Plätze gereinigt, und die Landleute tragen frühmorgens Blumen in die Stadt, und jedermann kauft diese. Außerdem sind die Häuser mit Kräutern geschmückt, denen, wenn sie vor Sonnenuntergang gebrochen werden, heilsame Kraft beigelegt wird. Einige dieser Kräuter wirkt man in die Flamme und die jungen Leute springen einzeln oder paarweise darüber. Am Vech nennt man dies das Feuerlaufen. Wenn man beim Hindurchspringen Nittersporn in die Hand nimmt und durch diesen das Feuer sieht, so soll man von Augenkrankheiten frei bleiben. Während Alt und Jung um das Feuer singend tanzen, schwingen die Knaben eine Henne über das Feuer, und die Burschen schleudern brennende Holzschiben, welche in der Mitte ein Loch haben (Sinnbild der Sonne), hoch in die Luft.

Besonders erwähnenswert ist der sogenannte Feuerprüfung in Frankreich. Jedes Dorf hat sein Feuerspiel, die jungen Burschen und Mädchen tanzen um dasselbe herum, dann laufen sie auseinander und suchen sich zu fangen. Hierauf folgt der Feuerprüfung, der oft über den Wert der Männer entscheidet; denn die Mädchen treffen gern danach ihre Wahl, weil „ein fester Fuß eine milde Hand“ verkündet. — Auch an den heidnischen Wasserfakultus erinnern gewisse Dinge am Johannisstage. In manchen Gegenden umkränzt man an diesem die Brunnen unter Gesang und Musik. Eine nicht seltene Sitte ist auch das Laubbaden in der Johannesnacht oder Johanneszeit. Dem Tau in der Johannesnacht wurde eine ganz außerordentliche Wirkung zugeschrieben. Die Slaven in Afrika wälzten sich in der Johannesnacht im Tau herum, man glaubte dann vor Hautkrankheiten geschützt zu sein. In der Bretagne badete man gegen das Fieber in einem bestimmten Hahnenjese. Im Norden bereitete man am Mittsommerabend in einigen Gegenden Bettücher auf dem Kirchhof aus, ließ den Tau darauf fallen und schlug sie, so feucht wie sie waren, den an Hautausschlag leidenden Personen um die Gliedmaßen. — In vielen Gegenden schmückt man am Johannisstage heute noch die Wohnungen mit Zweigen, Blumen und behängt die Häuser mit Kränzen, Kronen und Girlanden. In manchen Städten baut man vor jedes Haus eine Laube von Birkenstämmen und speit am Johannisstage darin. Ein Del, aus Kräutern bereitet, welche man am Johannisstage gesammelt hatte, sollte alle Arten von Schukunden heilen. In der Mittagsstunde des Johannisstages pflegten ledige Mädchen neuerlei Blumen zu pflücken, unter denen Weide, Storchschnabel und Feldranke (Erdranch, *Fumaria officinalis*) nicht fehlen durften. Diese Blumen wurden zu einem Kranze gewunden, dessen Fäden in derselben Stunde von der Bunderin gesponnen sein mußten. Nun wurde der Kranz noch in derselben Stunde von der Verfertigerin rückwärts auf einen Baum geworfen. So oft er geworfen werden mußte, ohne hängen zu bleiben, so viele Jahre vergingen noch bis zu ihrer Verheiratung. Die ganze Handlung mußte stillschweigend vorgenommen werden. Die Wurzel des Fünffingerkrautes, vor Sonnenuntergang am Johannisstage gegraben, sollte dem, der sie trug, die Zuneigung Anderer verschaffen.

Aber nicht bloß die abergläubige Sitte, auch das Sprichwort hat von jeder den Johannisstag in oft recht drastischer Weise bezeichnet, hier sind es die Wetterregeln, die eine große Rolle spielen. Es gibt auch in der Tat kaum ein anderes Datum, auf das unsere Altvordern mehr geachtet hätten. Denn wie der Johannisstag nach der Astronomie des Volkes für den Zeitpunkt der Sonnenwende gilt, so sieht man ihn ebenso für denjenigen der Witterungswandlung an. Regen am Johannisstag verkündet nach dem schwäbischen Bauerndlauben eine ungünstige Erntezeit. Besonders soll der Weinleigen unter dem Einfluß dieses Tages stehen. Der Winzer glaubt ja, daß sich am Johannisstage der Most in der Beere bildet. In der Gifel gilt die Regel: „Vor Johannisstag keine Gerste man loben mag.“ Damit schließt ich das gewiß inhaltsreiche Kapitel vom Johannisstage. Wohl an seinen Gedächtnistage des christlichen Heiligenkalenders knüpfen sich so viele Sagen, Gebräuche und Hoffnungen, wie an den Geburtstag des heiligen Johannes, dessen erste Gestalt uns schon, wie eingangs erwähnt, in der Bibel symbolisch entgegentritt.

Gottfried Schwab, unser heimlicher Dichter

Ein Gedenkblatt zu seinem 60. Geburtstag (26. Juni 1911)

Von Karl Ernst Knodt

Ein vaterländischer Dichter ist in unserer Zeit schier eine seltene Erscheinung geworden. Ertüchlich ist unsere Gegenwart eine zu patriotischen Gefühlen wenig ermunternde. Wie patriotisiert sich der Vaterlandsbau unserer nominell geeinten deutschen Vaterlandes da? Und dann: wie international fühlt die vaterlandslose „Moderne“ in der deutschen Dichtung? Sie atmet so gar nicht an wie ein Mann mehr. Der Symmus eines Richard Wagner (der auch ein deutscher Dichter war) mutet an wie ein Märchen: „Ach, du liebenswürdige deutsche Träumerei! Du Schwärmerlei vom Walde, vom Abend, von den Sternen, vom Monde, von der Dornenkrone, wenn sie fliegen über schlägt! ... Wie ist der glücklich, der auch weisheit, der mit euch glauben, fähigen, träumen und schwärmen kann! Wie ist mir wohl, daß ich ein Deutscher bin!“

Wir Deutsche haben eben nach den großen äußeren Erfolgen von 1870/71 keinen vor saarum, keinen inneren